

GERNELESEN. PLÄDOYER FÜR EINEN ABBAU VON DISTANZ

Der Streit um die Relevanz der Literaturwissenschaft gehört zur diskursiven Folklore des Faches. Seit den 1960er Jahren, also seit an deutschen Universitäten im Rahmen der Bildungsexpansion sogenannte ›Massenfächer‹ entstanden sind, wird über den Sinn und Zweck der institutionalisierten wissenschaftlichen Beschäftigung mit Literatur und Kultur gestritten.¹ Zuletzt sorgte ein Artikel im *Spiegel* für Aufregung, in dem die Frage gestellt wurde: »Wer hat eigentlich entschieden, dass dieses Land mehr als 3000 Germanisten braucht?«²

Der Artikel bewegte sich im üblichen Glasperlenspiel der deutschen Debatte: In den Feuilletons werden vage Ressentiments gegen die Literaturwissenschaften vorgebracht, die eine tatsächliche gesellschaftliche Skepsis abbilden sollen. Die Sprache der Wissenschaft sei abgehoben und jargondurchwirkt, die Erkenntnisse seien nutzlos – und: Was soll nur aus den vielen tausend jungen Menschen werden, die das Fach studieren, und das auch noch schlecht? Die Reaktion auf der Seite der Wissenschaft folgt dann einer ebenfalls ritualisierten Wagenburgmentalität, die sich gegen die schiere Zumutung der Frage verwahrt. Forschung und Bildung seien ja autonom und müssten sich keinen schnöden Nutzenbedenken unterwerfen.

Konkrete gesellschaftliche Dringlichkeit erhält die Debatte vor allem, wenn man die Studierenden selbst befragt und feststellt, wie schwer es vielen fällt, eine Antwort auf die Frage zu finden, warum man überhaupt Literaturwissenschaften studiert. Den Studierenden sind die gesellschaftlichen Einwände gegen ihr Fach schmerzlich bewusst. Diese Einwände verdichten sich weniger in lokal beschränkten Feuilletondebatten, sondern in der Frage, die ›zuhause‹ gestellt wird: »Was willst du denn damit mal machen?« Das ist keine unberechtigte Frage. Allerdings schwingt hier mehr mit als ein ängstliches Bedürfnis nach beruflicher

1 Vgl. Walter Müller, Reinhard Pollak, David Reimer und Steffen Schindler, Hochschulbildung und soziale Ungleichheit, in: Lehrbuch der Bildungssoziologie 3. Auflage, hg. von Rolf Becker, Wiesbaden 2017, S. 309-358, hier S. 311.

2 Martin Doerry, »Schiller war Komponist«, in: Der Spiegel vom 4. Februar 2017. Zur Debatte selbst instruktiv der Abschnitt »Aus Irrtum studiert? Größe und Krise der Germanistik« in: Jochen Vogt, Einladung zur Literaturwissenschaft, 7. Auflage, Paderborn 2017, S. 11-30.

Sicherheit. Die Frage bezeugt nicht nur Skepsis gegenüber den praktischen Anwendungsmöglichkeiten des Studiums, sondern allgemeiner gegenüber der gesellschaftlichen Bedeutung des Gegenstands, – ein generelles Unverständnis in Bezug darauf, was Literaturwissenschaften überhaupt erforschen.

Es handelt sich um ein Legitimationsproblem, das andere akademische Disziplinen weniger stark zu betreffen scheint: Naturwissenschaften bedienen sich ebenfalls einer für Laien unverständlichen Sprache und produzieren zum Großteil Erkenntnisse, die keine sichtbaren materiellen Werte erzeugen. Ähnliches gilt für Gesellschafts – und Wirtschaftswissenschaften. Was diese Wissenschaften allerdings auszeichnet, ist ein Gegenstand, dessen Relevanz sich unmittelbar erschließt, nicht, weil ein entsprechendes Studium einen sicheren Job verspricht, sondern weil es offensichtlich erscheint, dass es relevant sein könnte, diese Dinge besser zu verstehen: Alle Menschen sind von Natur umgeben, Teil einer Gesellschaft, partizipieren an einer Wirtschaft. Man sollte meinen, dass das auch (und gerade) für Literatur und Kultur gilt, und doch ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Themen dem ständigen Vorwurf der Nutzlosigkeit und Frivolität ausgesetzt.

In diesem Essay möchte ich argumentieren, dass diese Feindseligkeit unter anderem darin begründet sein könnte, dass die Literaturwissenschaften ihr Selbstverständnis nach wie vor zu stark auf einer Distanz zum kulturellen Leben der eigenen Gegenwart aufbauen. Das zeigt sich ebenfalls im Gespräch mit den Studierenden. Zu Beginn eines Seminars fordere ich die Teilnehmer*innen dazu auf, ein Buch zu empfehlen, das sie gerne gelesen haben – also kein Buch, das die Germanistik oder mich als Dozenten am meisten beeindruckt, sondern eines, das ihnen genuin Freude bereitet hat.

Was sich fast grundsätzlich zeigt, ist die Diskrepanz zwischen der kulturellen Praxis der Studierenden und dem, was sie im Fach erwartet. Genannt werden viele englischsprachige Romane, Jugendbücher und populäre Genreliteratur. In den seltensten Fällen nennt einmal jemand einen literaturhistorischen Klassiker (Reminiszenzen aus dem Deutschunterricht wie Kafka oder Dürrenmatt) und es handelt sich dann meistens um Studierende, die verstanden haben, dass es sich eben nicht um eine unschuldige Frage handelt, und die wissen, wie früh im Studium die Reputationslogik des eigenen Geschmacks eine wichtige Rolle spielt.

Der pädagogische Zweck dieser Übung ist unter anderem, Menschen, die angefangen haben, eine Literaturwissenschaft zu studieren, weil sie gerne lesen, darauf vorzubereiten, dass ihre Lektüererfahrungen etwas sind, von dem sie sich, in ihrer Sozialisation zur Wissenschaft distanzieren müssen. Dazu gehören auch und vor allem die Aspekte, die das Gernelesen ausmachen. James F. English beschreibt diese Sozialisation zur Distanz in einem Aufsatz über die unterschied-

lichen Bewertungsskalen von Prestige (»prestige«) und Vergnügen (»pleasure«) folgendermaßen:

»We supposedly drill our students to stop valuing easily assimilated books that afford close identification with a protagonist and deep immersion in an imagined world of event and action, and instead to value difficult books that offer original and challenging problems of language, form, and meaning.«³

Was sich hier andeutet, ist die Abwertung von nicht-professionellen Rezeptionsvorgängen, über die sich eine distinktionsbewusste Wissenschaft definiert. Das identifikatorische Interesse an literarischen Charakteren, das eskapistische Versenken in eine fiktive Welt, das Mitfiebern bei einem Plot oder die moralische Bewertung von Texten – das sind Aspekte der Rezeption, die gegen eine nicht-naive wissenschaftliche Lektüre ausgespielt werden, die sich vor allem auf Komplexität, Ambiguität, kulturhistorische Kontextualisierung und theoretische Reflexion stützt.

Dem liegt das historisch enge Verhältnis zwischen der modernen Literaturwissenschaften und der modernen Literatur zugrunde, die ihr Selbstverständnis zumindest der Tendenz nach auf einer polemischen Abkehr von einem konstruierten Massengeschmack begründet.⁴ Das hat zuweilen den Charakter einer regelrechten Publikumsbeschimpfung angenommen, etwa wenn sich E. M. Forster in seinem einflussreichen *Aspects of the Novel* über den Philister lustig macht, der nur nach einer Story verlangt, oder wenn Alain Robbe-Grillet in *Pour un nouveau roman* über den atemlosen Leser höhnt, der Literatur nur wegen der spannenden Charaktere und Handlung liest.⁵ Dieser Abwertung des Lesepublikums liegt unter anderem der Siegeszug des Autonomieparadigmas zugrunde, der sich etwa in einem polemischen Konzept wie der *Reinen Poesie* zum Ausdruck bringt.⁶ Die »Beschämung der Philister«, die Christian Demand als be-

3 James F. English, Prestige, Pleasure, and the Data of Cultural Preference. »Quality Signals« in the Age of Superabundance, in: *Western Humanities Review* 70.3 (Fall 2016), S. 119-139, hier S. 122.

4 Vgl. John Carey, *The intellectuals and the masses. Pride and prejudice among the literary intelligentsia, 1880-1939*, London 1992.

5 Zur Geschichte dieser Abwertung vgl. Johannes Franzen, Pre-dug trenches? Debates about Realism vs. Postmodernism in contemporary Anglophone literature: Jonathan Franzen and Zadie Smith. In: Suze van der Poll/Sabine van Wesemael (Hrsg.), *The Return of the Narrative: The Call for the Novel/Le Retour à la narration: le désir du roman*, Frankfurt a. M. 2015, S. 27-42.

6 Vgl. Jürgen Brokoff, *Geschichte der reinen Poesie. Von der Weimarer Klassik bis zur historischen Avantgarde*, Göttingen 2010.

stimmende Rezeptionstheorie der modernen bildenden Kunst beschrieben hat, gilt auch für die Leser*innen von Literatur.⁷

Das Bedürfnis nach Distinktion durch die Abwertung bestimmter ästhetischer Erfahrungen hat sich auf das Wissenschaftsverständnis der Literaturwissenschaften niedergeschlagen. Merve Emre hat diese Entwicklung der Unterscheidung von akademisch ausgebildeten ›guten‹ Leser*innen und den außerakademischen ›schlechten‹ Leser*innen in ihrem Buch *Paraliterary. The Making of Bad Readers in Postwar America* nachgezeichnet. Davon ausgehend erscheint es lohnend, sich die Frage zu stellen, ob in dieser fachgeschichtlichen Entwicklung nicht zumindest einer der Gründe zu suchen ist, warum es den Literaturwissenschaften so schwer fällt, ihre Relevanz gesellschaftlich zu begründen; und damit verbunden die Frage, ob es nicht angemessen wäre, bewusst daran zu arbeiten, diese Distanz abzubauen.

Impulse für eine solche Entwicklung bietet die Forschung der Literaturtheoretikerin Rita Felski, die zu den avanciertesten Kritiker*innen einer auf Distanz begründeten Literaturwissenschaft gehört. Bereits in ihrer Studie *The Limits of Critique* forderte sie die Abkehr von einer Wissenschaft, die sich vor allem auf die kritische (ideologische, psychologische, soziologische) Analyse von Texten konzentriert und dabei aus dem Blick verliert, dass Literatur etwas ist, was im alltäglichen kulturellen Leben vor allem mit Zuneigung, Bindung, Liebe verbunden ist. Jeder, der schon einmal auf einer akademischen Tagung war, schreibt Felski, kennt die Frage nach den Machtstrukturen (»But what about power?«). Dem setzt die Autorin entgegen: »Perhaps it is time to start asking different questions: »But what about love?« Or: »Where is your theory of attachment?«⁸

Diese Forderung nach einer »Theory of attachment« meint allerdings nicht, dass die Wissenschaft damit anfangen soll, selbst unpolitisch ins Schwärmen zu geraten, sondern Phänomene wie das Schwärmen (und seine politischen Implikationen) als Gegenstände ins Zentrum des wissenschaftlichen Interesses zu stellen. Felski liefert den Ansatz einer Theorie der Nähe in ihrem aktuellen Buch *Hooked. Art and Attachment*, in dem es um die Neuperspektivierung der Frage geht: »Why do people seek out works of art?«⁹ Ausgangspunkt ist in diesem Fall die Diagnose einer konfliktreichen Diskrepanz zwischen akademischer

7 Christian Demand, *Die Beschämung der Philister. Wie die Kunst sich der Kritik entledigte*, Lüneburg 2003.

8 Rita Felski, *The Limits of Critique*, Chicago 2015, S. 17.

9 Rita Felski, *Hooked. Art and Attachment*, Chicago 2020, S. VIII.

und nicht-professionellen Lektüre, die allerdings mehr ist als nur eine heuristische Notwendigkeit, sondern auch eine kulturelle Hierarchie bezeichnet.¹⁰

Ansätze zu einer Literaturwissenschaft, die sich auf die Fragen nach der zentralen Bedeutung von *attachment* einlassen, finden sich in der zeitgenössischen Literatursoziologie. In diesem Kontext wäre etwa María Angélica Thumala Olaves Forderung nach einer Kultursoziologie des Lesens zu verstehen: »A cultural sociology of reading involves placing the experience and agency of readers at the center of the analysis.« In der Auswertung von persönlichen Lesebiografien zeigt Olave, welche Motivationen den konkreten Lektüreerfahrungen von Frauen zugrunde liegen und welche Bedeutung Literatur für ihr Leben hat: »self-understanding, ethical reflection, and self-care.«¹¹

Es handelt sich dabei um Phänomene, die von der klassischen Literaturtheorie nach wie vor eher abgewertet werden, weil sie angeblich eine vorwissenschaftliche, naive Nähe zu den Texten zum Ausdruck bringen;¹² die Vorstellung etwa, man könnte aus Literatur etwas fürs Leben lernen, oder die Hoffnung auf eine therapeutische Funktion. Eine Literaturwissenschaft, die sich auf diese Phänomene einlässt, müsste sich auch auf deklassierten Formen ästhetischer Erfahrung einlassen. Ein Beispiel wäre der gerade in der Coronapandemie weit verbreitete und kulturjournalistisch viel besprochene Rezeptionsvorgang des *comfort binge*, eine Rezeptionsform, die darauf ausgelegt ist, möglichst tröstliche und emotional wenig belastende narrative Kunst in großer Menge zu konsumieren.¹³ Andere Rezeptionsphänomene dieser Art betreffen die Aspekte einer Hedonistik der Literaturwissenschaften, wie sie Thomas Anz bereits 2001 in seinem Buch *Literatur und Lust* eingefordert hat. Anz unterstellte ein allgemeines Defizit an einschlägiger Forschung über »Arten und Gründe des Vergnügens an Literatur.«¹⁴

Diese Aspekte, die das Lektüerverhalten nicht-professioneller Leser*innen zu einem Großteil beherrschen dürften, sollten nicht in den Bereich eines ei-

10 Ebd., »And here there is a rift between the general capacity for aesthetic response—most people can point to a movie or a novel or a piece of music that affects them strongly—and the very partial accounts of the aesthetic in academic writing, where it is equated with either Kantian disinterestedness or edgy transgression.«

11 María Angélica Thumala Olave, *Reading Matters: Towards a Cultural Sociology of Reading*, in: *American Journal of Cultural Sociology* 6.3 (2018), S. 417-454, S. 418 und 426.

12 Ein Beispiel wäre der idealtypische Leser in Wolfgang Iser's Rezeptionstheorie, der seinen Vorlieben und Prioritäten eine verdächtige Ähnlichkeit zum typischen Literaturwissenschaftler aufweist.

13 Dorothea Wagner, *Auf Immerwiedersehen!*, in: *SZ Magazin* vom 19. Mai 2019, <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/fernsehen/comfort-binge-watching-87230>

14 Thomas Anz, *Literatur und Lust. Glück und Unglück beim Lesen*, München 2002, S. 20-21.

genständigen Paradigmas der Literatursoziologie oder der Kognitionswissenschaften verbannt werden, wo man sich eben ›auch‹ einmal mit der naiven Rezeption normaler Leser*innen beschäftigt. Stattdessen sollten die Alltagserfahrungen des Lesens endlich als Herausforderung für den Kern der Literaturwissenschaft ernst genommen werden.¹⁵ Die Formalanalyse und kulturhistorische Kontextualisierung von Texten könnte davon profitieren, wenn man die literaturtheoretisch vielleicht nicht immer angemessenen Bedürfnisse nicht-professioneller Lektüren in die Kommunikationssituation zwischen Produktion und Rezeption miteinbezieht. Welche Aspekte eines Textes erfüllen oder frustrieren die Erwartungen einer Leserin, die von einem Buch vor allem Spannung, Identifikation und Eskapismus erwartet? Es könnte sich dabei herausstellen, dass gerade diejenigen literarischen Werke, die dieses Bedürfnis nicht nur herrisch dekonstruieren und abwehren, sondern eben auch befriedigen, im kulturellen Gedächtnis einer Gesellschaft überleben.

Diese Beobachtung führt zurück zum Problem des Gernelesens, das in den Antworten der Studierenden auf die Frage, welches Buch sie empfehlen würden, zum Ausdruck kommt. James F. English beschreibt in einem Aufsatz ein ähnliches Experiment, in dem er jeweils nach dem besten und beliebtesten Buch auf seinem Seminarplan fragt. Die Ergebnisse sind frappierend. Sie stellen eine Inversion von zwei Skalen da, die jeweils auf Prestige und Vergnügen beruhen. So wird dann Kazuo Ishiguros *Never Let me go* gleichermaßen zum beliebtesten und schlechtesten Buch auf der Liste gewählt, das Gegenteil gilt für Joseph Conrads *Lord Jim*.¹⁶ Was sich zeigt, ist, dass den Studierenden der hierarchische Unterschied zwischen ihren Vorlieben und den kulturellen Maßstäben für ›große Literatur‹ bewusst ist, und dass sie diese Hierarchie, die ja auf der Abwertung ihrer eigenen ästhetischen Bedürfnisse beruht, auch anerkennen.

15 Wichtige Impulse zu dieser Frage gehen aus der produktiven kognitionswissenschaftlichen und literatursoziologischen Forschung aus. Beispiele für Studien aus diesen Feldern wären: Lisa Zunshine, *Why We Read Fiction. Theory of Mind and the Novel*, Columbus 2006, oder Blakey Vermeule, *Why do we care about literary characters?*, Baltimore 2010. Allerdings tendieren diese Studien bei ihrer Analyse der Motive, warum Menschen Literatur lesen, zu einem gewissen ›Kognitivismus‹, der vor allem an den (positiven) ethischen und kognitiven Folgen der Rezeption interessiert ist. Aus der Literatursoziologie wäre ein Band wie: *Gelesene Literatur. Populäre Lektüre im Zeichen des Medienwandels*, hg. von Carlos Spoerhase und Steffen Martus, München 2018. In diesem Band, der bereits im Titel eine vorsichtig polemische Unterscheidung zwischen ›gelesener‹ und damit ja auch ›nicht-gelesener‹ Literatur aufmacht, werden Studien zum literarischen Leben der Gegenwart gesammelt, die sich im Sinne der Praxeologie auf den alltäglichen Verbrauch und Gebrauch von Literatur konzentrieren.

16 English, *Prestige*, S. 120.

Man sollte diese Diskrepanz als Herausforderung verstehen, den Kanon der Forschungsgegenstände und der Lehrwerke neu zu perspektivieren, etwa indem man Ansätze einer Leseforschung, die es ja gibt, noch stärker darauf ausrichtet, nach alltäglichen Motivationen für die Lektüre von Literatur zu fragen. Die offensichtliche Qual, die viele Studierende bei der Seminarlektüre empfinden, könnte zum Ausgangspunkt einer vorsichtigen Revision werden und nicht nur Anlass bieten für die immergleiche kulturkritische Klage. Es dürfte den Studierenden jedenfalls bedeutend leichter fallen, zuhause eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn und Zweck ihres Studiums zu finden, wenn die Gegenstände, Themen und Fragen der Literaturwissenschaften sich näher am alltäglichen literarischen und kulturellen Leben (gegenwärtig und historisch) bewegen würden; dann also, wenn ein komplexes vielfältiges und umstrittenes Phänomen wie etwa das Gernelesen nicht als Kulturtechnik erscheint, von dem man sich distanzieren muss, um akademisch bestehen zu können, sondern als zentraler Gegenstand der Wissenschaft selbst.